

# Ein Streiter für das mennonitische Friedenszeugnis

Diether Götz Lichdi zum 80. Geburtstag

*Christoph Raedel*

Die Erforschung der Geschichte, Theologie und Spiritualität der Freikirchen hat in den deutschsprachigen Ländern Europas keinen leichten Stand. Und das, obwohl ihre historischen Leistungen im Blick auf die Durchsetzung von Glaubens- und Gewissensfreiheit unbestritten sind und die Zukunftsfähigkeit von Kirchen, die sich als pluralismusfähige Minderheitenkirchen in der Differenz von Bürger- und Glaubensgemeinde verstehen, auf der Hand liegt. Ein ihrer – zumal in globaler Perspektive unverkennbaren – Bedeutung gemäßer Gegenstand der Beschäftigung an den staatlichen Theologischen Fakultäten sind die Minderheitenkirchen bislang nicht geworden. Das mag man beklagen – oder eben sich unverdrossen an die Arbeit machen. Diether Götz Lichdi hat sich für Letzteres entschieden und mit Zeit, Kraft und Leidenschaft in die Arbeit des Vereins für Freikirchenforschung hineingegeben. Um dies zu würdigen, möchte ich einige Streiflichter seines Engagements Revue passieren lassen und mich dabei auf seine inhaltlichen Beiträge konzentrieren.

Der Verein für Freikirchenforschung, 1990 vom Münsteraner Kirchenhistoriker Robert C. Walton gegründet, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Geschichte und Theologie der Freikirchen im deutschsprachigen Raum zu erforschen und seine Forschungsbeiträge durch Veröffentlichung im Jahrbuch *Freikirchen-Forschung* einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Geht man die seit 1991 erschienenen Jahrbücher durch, fällt auf, dass Lichdi zu den regelmäßigen Autoren der hier publizierten, in der Regel auf Tagungsreferate zurückgehenden Beiträge gehört. Das ist nicht überraschend, gehörte er doch seit den 1990er Jahren bis 2014 dem Beirat des Vereins an, der die zweimal pro Jahr stattfindenden Symposien inhaltlich vorbereitet. Mit seinen Vorträgen hat sich Lichdi im Verein und darüber hinaus als historisch versierter Forscher und um die Identität des Mennonitentums leidenschaftlich ringender Christ profiliert.<sup>1</sup> Stets war es ihm ein Anliegen, die historischen Quellen umfassend auszuwerten und die an ihnen gewonnenen Einsichten in kritischer Würdigung auf ihre Gegenwartsrelevanz hin zu befragen.

Sein erster im Jahrbuch *Freikirchen-Forschung* erschienener Beitrag beschäftigte sich mit dem Verhältnis von Täuferbewegung und Reformation.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Als kenntnisreicher Historiker der Täufergeschichte zeigt sich *Götz Diether Lichdi* auch in seinem Buch: *Die Mennoniten in Geschichte und Gegenwart. Von der Täuferbewegung zur weltweiten Freikirche*, o.O. [Weisenheim a.B.], 1983 (<sup>2</sup>2004).

<sup>2</sup> *Götz Lichdi*: *Die Täuferbewegung und die Reformation – Anmerkungen zu einer Verhältnisbestimmung*, *Freikirchen-Forschung* 6 (1996), 52–57.

Hier arbeitet Lichdi heraus, dass Täufer und Reformatoren von einer Reihe gemeinsamer programmatischer Eckpunkte ausgingen, die eine fortschreitende Entfremdung jedoch nicht verhindern konnten. Er verweist dafür auf die Hinwendung zur Heiligen Schrift und dem Zeugnis von Jesus Christus sowie die Kritik an der Katholischen Kirche und dem Papstamt. Zum Bruch zwischen Täufern und Reformatoren sei es gekommen, weil die Reformatoren das Einvernehmen mit der Obrigkeit in einer Weise suchten, wie die Täufer es mitzutragen nicht bereit waren. Damit ist der wirkungsgeschichtlich wichtige Aspekt des Verhältnisses von Staat und Kirche benannt. Lichdi legt Wert darauf, in den Spannungen zwischen beiden Bewegungen nicht nur theologische Differenzen als ursächlich zu benennen, die es ohne Zweifel gab, man denke an die Bestimmung des Verhältnisses von Schrift und Geist sowie von Rechtfertigung und Nachfolge. Er rückt diese Differenzen in einen sozialgeschichtlichen Kontext ein, wenn er daran erinnert, dass sich die Täufer im Besonderen an den „kleinen Mann“ wandten und stark antiklerikal geprägt waren. Bis heute wirkt nach, dass die Auseinandersetzungen zwischen Täuferbewegungen und Reformatoren nicht nur auf der Ebene von Disputationen ausgetragen wurden (die es durchaus gab), sondern in blutige Verfolgungen der Täufer (auch) durch reformatorisch gesinnte Obrigkeiten mündeten. Die Geschichte von Verfolgung und Martyrium hat die Täuferbewegungen nachhaltig geprägt und sie zum Eintreten für Gewissensfreiheit und der Forderung nach der staatlichen Anerkennung von Minderheiten motiviert. So entstanden Gemeinden, die sich dem Grundsatz verpflichtet fühlten, „daß die Rücksicht auf weltliche Gesichtspunkte die Verkündigung des Evangeliums nicht beeinträchtigen dürfe“.<sup>3</sup> Die weiteren Beiträge Lichdis zeigen, dass damit nicht einer der Welt entzogenen Frömmigkeit das Wort geredet ist, sondern die Freiheit des Evangeliums und dessen Verkündigung von staatlicher Bevormundung und Instrumentalisierung bekannt wird.

Eingehend beschäftigt hat sich Lichdi auch mit Melchior Hoffmann, der u. a. in Emden wirkte, wo er 1530 öffentlich ca. 300 Personen taufte, um sie auf das kommende Gottesgericht vorzubereiten. Der wandlungs- und spannungsreiche Weg Hoffmanns wird in farbigen Strichen gezeichnet. So war Hoffmann zunächst Lutheraner, bevor er unter dem Einfluss der „Straßburger Propheten“ apokalyptische Vorstellungen entwickelte und ein Täufertum von eigenständiger Art ausprägte. Das auffälligste Element seiner Theologie war eine chiliastische Naherwartung, die sich mit Vorstellungen eines blutigen Endkampfes verband, wobei Hoffmann seinen Anhängern das gewaltsame Aufbegehren gegen die Obrigkeit untersagte, da sie ein Werkzeug Gottes sei. Besondere Aufmerksamkeit widmet Lichdi in diesem Beitrag der Persönlichkeit Melchior Hoffmanns. Er charakterisiert ihn als begabten, temperamentvollen Redner, „der seine Zuhörer in den Bann schlagen konn-

<sup>3</sup> Ebd., 57.

te“,<sup>4</sup> indem er polarisierte und seine Auffassungen leidenschaftlich vortrug. „Dabei zeigte er sich“, schreibt Lichdi, „unverträglich und geriet leicht in Streit; er tat sich schwer, Freunde zu finden und zu halten“.<sup>5</sup> Und dennoch löste er eine Bewegung aus, die in den damals noch katholischen Niederlanden die Reformation zu einer Volksbewegung werden ließ, die anfänglich täuferisch geprägt war. Impulse seiner Theologie fanden sich sowohl bei den militanten Täufern als auch bei den friedlich gesinnten Mennoniten. Das widersprüchliche Erbe Hoffmanns verdankt sich wesentlich seinem Schwanken selbst in Grundsatzfragen, so dass seine Anhänger zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen kamen. Unbestritten ist gleichwohl: „In der Geschichte der apokalyptischen Prediger und der sozialrevolutionären Utopisten kommt Melchior als geistigem Urheber des Münsterschen Täuferreiches eine herausragende Bedeutung zu.“<sup>6</sup> Lichdi leistet mit dieser kritischen Würdigung Melchior Hoffmanns einen wichtigen Beitrag dazu, das Wurzelgeflecht der Täuferbewegungen in ihrer Vielschichtigkeit und teilweise auch Widersprüchlichkeit freizulegen und so Vereinfachungen zu wehren.

In die Geschichte der Neuzeit führt ein Beitrag Lichdis, der sich mit mennonitischen Schuldbekennnissen und der Aufarbeitung der Vergangenheit nach 1945 beschäftigt.<sup>7</sup> Hier wird deutlich, wie sehr die deutschen Mennoniten nach Kriegsende an Aufarbeitungsmustern partizipierten, wie sie sich auch in anderen Gemeinschaften sowie der Gesellschaft insgesamt beobachten ließen. Die ersten Erklärungen nach dem Ende des Nationalsozialismus, so Lichdi, standen noch ganz unter dem Eindruck des Kriegsausgangs, der als Katastrophe und – geistlich – als Demütigung, kaum jedoch als Befreiung empfunden wurde. „Jeder beklagte sein Los und nur wenige waren bereit, den Zusammenbruch als eine Folge des von Deutschland verursachten Krieges zu begreifen“,<sup>8</sup> urteilt Lichdi. Es brauchte, auch unter den Mennoniten, die nächste Generation, die es wagte, die Schuldfrage zu stellen und um Antworten zu ringen. Eine 1978 veröffentlichte Erklärung formulierte behutsam, dass der Weg der Mennoniten im Dritten Reich als „schwere Identitätskrise“ zu verstehen sei. 1995 verabschiedete die Mitgliederversammlung der AMG eine Erklärung, die Schuld eingesteht, ohne dies als nachträgliche Kritik an der Elterngeneration verstanden wissen zu wollen. Mit der Bitte um Vergebung wird der Blick nach vorn gerichtet. Wenn es auch ein steiniger und langer Weg zu dieser Erklärung war, so hält Lichdi das Kriegsende 1945 doch für eine wichtige Zäsur. Die „Katastrophe“ ließ Mennoniten neu nach dem Ethos der Wehrlosigkeit fragen, das schon seit dem 19. Jahrhundert immer weniger Grundüberzeugung und

<sup>4</sup> Ebd., 6.

<sup>5</sup> Ebd., 7.

<sup>6</sup> Ebd., 13.

<sup>7</sup> *Diether Götz Lichdi*: Mennoniten blicken zurück. Schuldbekennnisse und Aufarbeitung der Vergangenheit nach 1945, *Freikirchen-Forschung* 16 (2007), 205–218.

<sup>8</sup> Ebd., 207.

zunehmend eine Gewissensentscheidung des Einzelnen geworden war. Diese Rückbesinnung auf ein täuferisches Leitbild und ihre Vorgeschichte sollten Lichdi noch näher beschäftigen.

Bereits im Folgejahr erschien im Jahrbuch ein Aufsatz, der das Verhältnis der Mennoniten zum Staat im 19. Jahrhundert unter den Titel „Von der Absonderung zur Anpassung“ stellte.<sup>9</sup> Lichdi zeigt zunächst, wie die Täufer in Nord- und Süddeutschland in ihrer Entstehungszeit auf unterschiedlichen Wegen zu einer im Ganzen distanzierten Haltung gegenüber der Staatsgewalt kamen. Während die Schweizer Täufer im Schleithemer Bekenntnis ihre Lehre von der Absonderung festschrieben (vgl. 2 Kor 6,14 f.), speiste sich diese Distanz bei den Mennoniten in Norddeutschland vor allem aus der Vorstellung von der „Gemeinde ohne Flecken und Runzeln“ (vgl. Eph 5,27). Diese theologischen Motive gaben den Täufergemeinden einen starken Zusammenhalt und ein spezifisches Gepräge, das jedoch bei aller Distanznahme zur Welt von den die Umgebungsgesellschaften bestimmenden Entwicklungen nicht unberührt bleiben konnte. Lichdi sieht den in der Folge von (französischer) Revolution und Aufklärung propagierten Gedanken der Volkssouveränität als maßgeblich dafür an, dass sich im 19. Jahrhundert viele Mennoniten in hohem Maße mit ihrem Staat bzw. ihrer Nation identifizierten. Die schrittweise Tolerierung von Minderheiten und ihr sich infolge dessen erweiternder Wirkungskreis in der Gesellschaft machte aus einer Gruppe von geduldeten religiösen Eiferern anerkannte Bürger, deren Leistungen Wertschätzung erfuhren. So wurden Mennoniten immer weniger von anderen Bürgern unterscheidbar. Sie glichen sich, auch in Sprache und Kleidung, ihrer Umgebung an, die Vorstellung, als Fremdlinge und Pilger durch die Welt zu wandern (vgl. 1 Petr 2,11) wurde immer mehr vergeistlicht und damit lebensweltlich abstrakt. Was bedeutete dies konkret für die im Blick auf mennonitische Identität zentrale Forderung der Wehrlosigkeit? Lichdi zeigt in differenzierter Darlegung die Vielschichtigkeit der sich abzeichnenden Entwicklungen auf. Er verweist exemplarisch auf eine Reihe von Kompromissen, die einzugehende Mennoniten sich in wachsender Zahl bereit zeigten, wenn sie z. B. den Kriegsdienst ohne Waffen (im Sanitätsdienst und anderen unbewaffneten Einheiten) akzeptierten oder für die Befreiung vom Wehrdienst eine Wehrsteuer bezahlten. Wenn auch in den „Ibersheimer Beschlüssen“ (1803/1805) der Grundsatz der Wehrlosigkeit bekräftigt wurde, so zeigt doch der weitere Verlauf des 19. Jahrhunderts, dass Mennoniten, die sich z. B. am Freiheitskrieg 1813–15 beteiligten, nicht mehr aus den Gemeinden ausgeschlossen wurden. Praktisch verlagerte sich die Vorstellung von der Wehrlosigkeit von der Ebene des Grundsatzes auf die eines zu respektierenden persönlichen Gewissensentscheids. Ähnliche Vermeidungsstrategien, mittels derer erlangte Bürgerrechte nicht durch kompromisslose Verweigerungshaltungen aufs Spiel gesetzt werden sollten, las-

<sup>9</sup> *Dietber Götz Lichdi*: Von der Absonderung zur Anpassung. Das Verhältnis der Mennoniten zum Staat im 19. Jahrhundert, *Freikirchen-Forschung* 17 (2008), 77–91.

sen sich Lichdi zufolge auch in der Eidesfrage dokumentieren.<sup>10</sup> Lichdi beurteilt die für das 19. Jahrhundert skizzierten Entwicklungen im Ganzen kritisch, wenn er schreibt: „Die Erfahrungen aus der Märtyrerzeit wurden zwar sorgfältig gepflegt, hatten aber im Denken und Verhalten keine die Gegenwart mehr prägende Bedeutung mehr.“<sup>11</sup> Die Annäherung an einen allgemein-protestantisch geprägten Zeitgeist bereitete, so seine Einschätzung, den Weg für das weithin konformistische Verhalten, wie es sich in den großen Kriegen des 20. Jahrhunderts zeigen sollte. Auch hier werden also Entwicklungen deutlich, bei denen sich die mennonitischen Gemeinden, aufs Ganze gesehen, nicht (wohltuend) von anderen Freikirchen abhoben.

Dies wird explizit deutlich, als Lichdi einige Jahre später noch einmal den Weg der Täuferbewegungen von der Wehrlosigkeit hin zum Friedenszeugnis in den Blick nimmt, nun aber die Entwicklungen des 19. Jahrhunderts deutlicher mit den theologischen Anfangsimpulsen und Tendenzen der neuesten Zeit in Verbindung bringt.<sup>12</sup> Er zeigt auf, dass die frühen Täufer das Beispiel der Gewaltlosigkeit Jesu als verbindlich betrachteten und die aus ihrem Beharren auf Wehrlosigkeit erwachsenen Nachteile auf sich zu nehmen bereit waren. Der sich in den Befreiungskriegen des frühen 19. Jahrhunderts verstärkende Paradigmenwechsel hin zu einer nationalen Begeisterung, hinter der auch der Grundsatz der Gewaltlosigkeit zurückzustehen hatte, wird nun bis in die Zeit des Nationalsozialismus hinein weiterverfolgt. Es sei, so Lichdi, nicht zu verkennen, dass ungeachtet aller Bedenken gegenüber der Einbindung in die Wehrpflicht, die für diese Zeit dokumentiert sind, die Frage der Wehrlosigkeit letztlich der Gewissensprüfung des Einzelnen anheimgestellt wurde. Die von Lichdi 2007 bereits in den Blick genommene Neuorientierung nach 1945 wird nun näher ausgeleuchtet. Er arbeitet heraus, dass es dabei nicht einfach um eine Repristination täuferischen Traditionsgutes gehen konnte, sondern um die Neugewinnung eines biblisch-theologisch begründeten mennonitischen Friedenszeugnisses. Dieses Friedenszeugnis, so hält Lichdi fest, „bestand nicht mehr nur im passiven Erleiden von Unrecht oder in der Verweigerung[,] an der Gewalt teilzunehmen, sondern in der Arbeit für den Ausgleich zwischen den Menschen und im Einsatz für die Gerechtigkeit“.<sup>13</sup> Damit ist für die Zeit seit den 1980er Jahren nicht weniger zu vermerken als der Übergang von der Konzentration auf die Verweigerung des Wehrdienstes hin zur aktiven Förderung eines gerechten Friedens, die in ein umfassendes Konzept der Christus-Nachfolge eingebettet ist. Für Lichdi liegt die Problematik der frühen Absonderungslehre darin, dass der Rückzug in den frommen Winkel von der Bereitschaft gelöst wurde, sich den aktuellen, die Gesellschaft bestimmen-

<sup>10</sup> Vgl. ebd., 86 f.

<sup>11</sup> Ebd., 91.

<sup>12</sup> *Dieter Götz Lichdi: Von der Wehrlosigkeit zum Friedenszeugnis. Die Entwicklung eines täuferisch/mennonitischen Merkmals, Freikirchen-Forschung 24 (2015), 60–71.*

<sup>13</sup> Ebd., 70.

den Problemen zu stellen. Weltverantwortung müsse von daher an die Stelle der Weltabsonderung treten.

Zu den das 20. Jahrhundert bestimmenden Entwicklungen im kirchlichen Bereich gehörte ohne Zweifel die ökumenische Bewegung sowie die Implementierung bilateraler Dialoge sowohl auf nationaler als auch auf globaler Ebene. Diesem Dialoggeschehen haben sich auch die Mennoniten geöffnet,<sup>14</sup> wofür unter anderem die ab 1989 tagende mennonitisch-lutherische Gesprächskommission steht. Konkreter Ausgangspunkt waren die fünf Verwerfungen der Täufer in der Confessio Augustana (1530). Der Gesprächsverlauf offenbarte einige Asymmetrien, da z. B. die lutherische Seite seit 1580 keine Bekenntnisentwicklung mehr kennt, wogegen Mennoniten unterschiedliche Bekenntnisse aus verschiedener Zeit haben. Formal wurde in den Gesprächen deutlich, dass die mennonitischen Themen wie Nachfolge, Friedenszeugnis und Taufe im Vordergrund standen, „während die lutherischen Eigentümlichkeiten nur dann besprochen wurden, wenn sie in Beziehung zu den täuferisch-mennonitischen Schwerpunkten standen“.<sup>15</sup> Dennoch ist an den veröffentlichten Gesprächsergebnissen ablesbar, dass beiden Seiten an einer Aussöhnung lag und sie deshalb in den Gesprächen viel Verständigungsbereitschaft zeigten. Die gemeinsame Erklärung hebt die erzielten Übereinstimmungen, auch z. B. im Verständnis der Taufe, hervor, während bestehende substanzielle Unterscheide unerwähnt bleiben. Als konkrete Folgewirkungen der Gespräche lässt sich auf die von der VELKD ausgesprochene „eucharistische Gastfreundschaft“ gegenüber Mennoniten verweisen (bei gleichzeitiger Ablehnung gemeinsamer Abendmahlsfeiern). Die Gesangbücher der EKD-Gliedkirchen versehen seit 1996 den Abdruck des Textes der CA mit einer Anmerkung, die im Kern feststellt, dass die in der CA ausgesprochenen Verwerfungen die Lehren der damit angesprochenen Kirchen heute zum größten Teil nicht mehr träfen. Nachdem Lichdi weitere Dialogkontexte durchgearbeitet hat, formuliert er einige abschließende Eindrücke. Er bedauert, dass tradierte Begriffe wie „Säuglings-“ oder „Erwachsenentaufe“ die zur Diskussion stehende Sachproblematik eher verdunkelten (weil es im Kern nicht um eine Frage des Alters geht) und so Missverständnisse tradiert würden. Er weist auch darauf hin, dass mennonitische Gemeinden vor Ort in der Regel ein entspanntes Verhältnis zu den anderen christlichen Gemeinden pflegten. Doch könne dies über die insbesondere im Taufverständnis bestehenden Sachdifferenzen nicht hinwegtäuschen: „Wenn also Lutheraner und Mennoniten zu einer uneingeschränkten Gemeinschaft kommen wollen, dann haben sie noch vieles miteinander zu klären.“<sup>16</sup>

Dieser knappe Überblick über seine gehaltvollen Beiträge zur Erforschung der täuferisch/mennonitischen Bewegungen im Horizont einer öku-

<sup>14</sup> Vgl. *Diether Götz Lichdi*: Die Dialoge der Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden mit der VELKD und anderen Partnern, *Freikirchen-Forschung* 20 (2011), 83–97.

<sup>15</sup> Ebd., 85.

<sup>16</sup> Ebd., 97.

menisch offenen Freikirchenforschung vermag hoffentlich zu zeigen, wieviel der Verein für Freikirchenforschung Diether Götz Lichdi verdankt. Was sich hier nicht dokumentieren, sondern nur bezeugen lässt, ist seine engagierte, ja leidenschaftliche Beteiligung an den zahlreichen Diskussionen und Tischgesprächen, die es während der Tagungen des Vereins gab. Diether Götz Lichdi ist ohne Zweifel ein Streiter für das Friedenszeugnis. Ich denke, gerade diese paradox klingende Formulierung wird einem Mann gerecht, für den historische Forschung einen Gegenwartsauftrag zu erfüllen hat: nämlich Geschichte im Licht der Gegenwart verständlich zu machen, verborgene Bezüge herauszuarbeiten, Entwicklungen und Tendenzen sachlich und kritisch zu bewerten und in all dem danach zu fragen, wie Mennoniten, ja wie Christen überhaupt, heute Jesus Christus nachfolgen können und sollen, und das in einer von Krieg und Ungerechtigkeit zerrissenen Welt, die aber unwiderruflich auf ein Friedensreich zugeht, das nicht von Menschen gemacht ist, das zu bezeugen wir aber von Jesus Christus berufen sind.

